

Ulla Lenze
Laudatio auf Christoph Peters
zum Niederrheinischen Literaturpreis 2022

Sehr geehrter Oberbürgermeister Meyer, sehr geehrte Jury, sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Preisträger,

„fast sechshundert Kilometer Fahrt liegen hinter mir. Auf dem Weg durch Brandenburg habe ich mich zum wiederholten Mal gefragt, ob ich die dortige Landschaft von der hiesigen unterscheiden könnte, wenn ich nicht wüsste, wo ich bin.“

So steht es auf den ersten Seiten in Christoph Peters Roman Dorfroman, den wir heute auszeichnen. Der Ich-Erzähler ist auf dem Weg an den Niederrhein, wo er aufgewachsen ist, er besucht seine Eltern, und lebt, wie so viele Autorinnen und Autoren, inzwischen in Berlin. Abgesehen davon, dass das alles auch auf mich zutrifft, auch ich zu den Abtrünnigen zähle und ich tatsächlich auf den Fahrten durch Brandenburg mir die Frage gestellt habe, ob ich die Landschaft von der niederrheinischen unterscheiden könnte (vielleicht ist das auch eine Schriftstellermarotte?), abgesehen von alledem scheint mir, dass in dieser Überlegung bereits ein Zentralmotiv des Romans steckt: Woher wissen wir eigentlich, was wir wissen? Wie sichern wir uns gegen Täuschung ab?

Im Dorfroman erlebt der heranwachsende Junge im Zuge der Auseinandersetzungen um den Bau eines Brutreaktors in der Nähe, dass offenbar selbst Fachleute sehr unterschiedliche Einschätzungen haben können. Er erlebt, dass eben nicht bloß die sogenannten Gammler, Langhaarigen und Chaoten, die sich als Kernkraftgegner in einem Protestcamp versammelt haben, vor den Gefahren des Reaktors warnen, sondern auch seriöse Gestalten wie Bauer Praats und andere. Sein Vater jedoch sieht im geplanten Bau Fortschritt, neue Arbeitsplätze, Energieversorgung. Es scheint, dass „richtig“ und „falsch“ selten logisch und natürlich sind, sondern geprägt von Voreinstellungen, Vorwissen und von jeweiligen Interessen geleitet. Und so muss der Junge in den folgenden Jahren

miterleben, wie die Gemeinschaft des Dorfes, die stets zusammengehalten hat, durch den Streit um den Reaktor gespalten wird, wie mit den Jahren Freundschaften, Familien, Nachbarschaftsbeziehungen auseinanderbrechen. Der literarische Topos, wonach im Mikrokosmos der Makrokosmos steckt und im Dorf die ganze Welt, löst sich wohl selten so ein wie hier an dieser Gegend, wo mit den jahrelangen Protesten in Kalkar bundesrepublikanische Zeitgeschichte geschrieben wurde.

Bei der niederrheinischen Landschaft ist es nicht ganz so dramatisch. Und eine genauere Bestimmung, wie wir diese Landschaft erkennen können und zum Beispiel von der brandenburgischen unterscheiden, findet sich in einem weiteren Roman-Zitat:

„Zu Hause. Das war eine Landschaft, sehr flach, kaum Wald, dünn besiedelt. Die Lehmبانke am Rhein, aus denen man Vögel formen konnte, die nicht wegfliegen wollten. Im Sommer regnete es oft, dafür fiel im Winter selten Schnee.“

Dieses Zitat stammt nicht aus dem Dorfroman, sondern aus Christoph Peters' Debütroman *Stadt Land Fluss* – jenem Roman, mit dem Christoph Peters zum ersten Mal den Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld gewonnen hat, im Jahr 1999. Vielleicht sind sogar heute einige unter Ihnen, die damals schon im Saal saßen!

Dieser damals von der Kritik hymnisch gefeierte Roman erzählt, neben einer schwer zu fassenden, schwebenden Liebesgeschichte zwischen dem Protagonisten und seiner Zahnärztin, ebenfalls von einer Rückkehr an den Niederrhein. Der Erzähler, ein Kunststudent, der längst in der Stadt wohnt, erinnert sich an seine jugendliche Sehnsucht nach Ausbruch, nach zumindest der Möglichkeit einer Alternative. In den Milieuschilderungen der bäuerlich geprägten Welt seiner Kindheit und Jugend finden sich bereits Reflexionen über ihre langsame Auflösung und Zerstörung. Gegen Ende des Romans finden wir folgendes Gedankenexperiment:

„Was fehlt: eine Möglichkeit, die eigene Geschichte anzuhalten, sobald sie gut ist. Von da an dürfte sich nichts mehr ändern. Den Zeitpunkt müsste jeder

selbst verantworten. Einer steigt vielleicht zu früh aus und bringt sich um viel. Andere verpassen den Absprung.“

So bemerkenswert ich diesen Satz finde, so wenig scheint er mir zu Christoph Peters zu passen. Oder sagen wir, genau das Gegenteil passiert anschließend bei Christoph Peters, das Gegenteil von Fixieren, die eigene Geschichte anhalten, und überhaupt: Bei ihm fehlt die Neigung zur Abgrenzung.

Denn Christoph Peters, 1966 in Kalkar geboren, hat nach diesem überaus erfolgreichen Debütroman nicht einfach lauter Niederrheinromane geschrieben oder solche, die in der vertrauten Lebenswirklichkeit angesiedelt wären. Gleich sein zweiter Roman „Das Tuch aus Nacht“ von 2003 (nach einem Erzählband erschienen) bildet den Auftakt zu einer Art Welterkundung, die sich dadurch auszeichnet, dass sie jederzeit die Verunsicherung der eigenen Festigkeit und Perspektive auf sich nimmt.

Der Roman „Das Tuch aus Nacht“, der in Istanbul angesiedelt ist - bezeichnenderweise jene Stadt, die sowohl in Asien als auch in Europa liegt - ist von äußerst virtuoser Erzählkunst durch zwei entgegengesetzt verlaufende Erzählstränge, die den Vorfall eines Mordes erzählen; einmal im Delirium, und einmal kontrolliert - und wir wissen bis zum Schluss nicht, welcher Erzählung wir trauen können.

In seinem dritten Roman „Ein Zimmer im Haus des Krieges“ (2006), in Ägypten angesiedelt, geht es um einen islamistischen Fundamentalisten, und im vierten Roman, „Mitsukos Restaurant“ (2009) bewegen wir uns erstmals mit ihm in die japanische Welt, einem großen Thema bei Christoph Peters, dem er sich ganz unterschiedlich gewidmet hat: in Romanform, als Reisetagebuch, im Krimi, essayistisch, kuratorisch und als Künstler mit Zeichnungen. Die Liste von Christoph Peters' Publikationen ist sehr lang, wenn ich richtig gezählt habe: 10 Romane, 4 Erzählbände, zahlreiche essayistische Arbeiten, ein Kinderbuch – sodass ich hier nur exemplarisch auf einzelne Werke eingehe, aber noch den hochgelobten Roman „Der Sandkasten“ erwähnen will: einen satirischen Polit-Roman über die gegenwärtige politische Kultur, der diesen Herbst erschienen ist.

Wir sehen also, Christoph Peters ist ein ungemein produktiver Autor, vielseitig und weitgereist - lange Aufenthalte in der Türkei, Ägypten, Pakistan -, vielfach ausgezeichnet u.a. mit dem Friedrich Hölderlin-Preis, der Thomas Kling Poetik-Dozentur, dem Wolfgang-Koeppen-Preis.

Man könnte also sagen: Vom Niederrhein in die große weite Welt und wieder zurück. Das klingt gut für eine Laudatio, und um den Preisträger zu charakterisieren. Aber diesen wiederum charakterisiert, dass auch das nicht so ganz stimmt.

Denn bei Christoph Peters werden Orte oder Kulturen eben nicht essentialisiert, also auf unveränderbare Zustände festgelegt. In einem Interview zu seinem deutsch-japanischen Roman „Herr Yamashiro bevorzugt Kartoffeln“ aus dem Jahr 2014, in dem ein japanischer Ofenbaumeister in Schleswig-Holstein einen japanischen Brennofen errichtet, wird Christoph Peters gefragt, was er von der Herderschen Kugeltheorie zur Geschlossenheit von Kulturen hält. Damals seine Antwort:

„Unmittelbar auf die Fiktion, es gebe eine bestimmte in sich geschlossene niederrheinische, deutsche, christliche, islamische – was weiß ich was für – Kultur, folgt dann meist gleich die Verklärung der eigenen und Herabsetzung der anderen Kulturen.“

Und weiter gefragt nach einem möglichen dritten Raum, der sich aus der Verschmelzung eigener mit fremder Kultur ergibt, antwortet er: „Mein Bild wäre eher das einer weiten Ebene, auf der Strömungen mit offenen Rändern miteinander in einem permanenten Austausch und Wandel sind. Eher so wie das Wetter vom Satelliten aus gesehen sich darstellt, bloß etwas langsamer. Es gibt bestimmte, relativ starre Einflusspunkte – beim Wetter wären das Hochgebirge, Wüsten, große Gewässer – im Bereich des Geistig-Kulturellen die Weltreligionen und ihre Zentren, ökonomische und topographische Bedingungen, die diese oder jene Denkart befördern, aber eben weder räumlich noch zeitlich festschreiben.“

In genau dieser Offenheit erscheinen uns die Gegenwarts- und Erinnerungsräume in Christoph Peters' Dorfroman, der aus drei Erzählzeiten oder Perspektiven erzählt wird in je eigenem Ton - aus der Gegenwart, aus der Kindheit und einmal aus der Perspektive des knapp Sechzehnjährigen; jene sensible Umbruchsstelle ins Erwachsenwerden, die Zeit der Emanzipation, der Metamorphosen. Ähnlich wie die Architektur seines Istanbulromans werden zwar die einzelnen Erzählstränge chronologisch erzählt, dabei aber so organisch ineinander verschachtelt, dass wir überall zugleich sind - dabei die Relativität einzelner zeittypischer Erscheinungen der Siebziger und Achtziger teils mit Betroffenheit, teils mit Belustigung erleben können - (man will auch in der Kirche fortschrittlich sein; Elektrogitarre und Schlagzeug halten Einzug in den Jugendgottesdienst) - zugleich darüberschweben, weil der Fixpunkt einer einzelnen Perspektive fehlt. Diese Behandlungsweise von Zeit - eben als nicht nur linearem Zeitstrahl, sondern vielleicht sogar etwas Vertikalem, da das Vergangene in uns gespeichert bleibt - scheint mir neben der eingangs erwähnten Täuschungsgefahr bei jedem Wissensanspruch ein weiteres zentrales und geradezu metaphysisches Motiv des Romans.

Und so ist zum einen die hier erzählte Vergangenheit der Siebziger und Achtziger um den Konflikt um den Schnellen Brüter herum nicht bloß deshalb merkwürdig aktuell, weil die Energieversorgungsprobleme bis heute nicht gelöst sind. Sondern auch, weil der Heimatort tief im Innern gespeichert bleibt und eine Vertrautheit spendet, wie sie nirgends sonst auf der Welt erlebt wird. Und natürlich ist die Heimat auch der Ort, an dem für viele der bedeutsame Aufbruch ins Erwachsenwerden geschieht – und die Orte unserer Initiationen vergessen wir nicht. Sozialisiert mit Heinz Sielmann, Lassie und Flipper im Fernsehen, gibt uns der Junge in jener Zeit ungebrochen die Meinungen der Eltern wieder, in braver Schulaufsatzmanier. „Bislang ist in unserer Gegend nie etwas passiert das wichtig genug gewesen wäre um im Fernsehen gezeigt zu werden.“ Recht unaufgeregt schildert er, wie sich jedoch eines Tages die Familie vor dem TV versammelt, als im dritten Programm in der Sendung Hier und Heute über den geplanten Bau des Schnellen Brüters berichtet wird.

Dies leitet eine neue Zeit ein. Und als Jahre später in den Achtzigern das Protestcamp im Melkstatt von Bauer Praats, der die Anti Atombewegung anführt, Einzug hält, erleben wir den nun fast sechzehnjährigen Gymnasiasten altersgemäß zweifelnd. Immer noch inspiriert vom Tierfilmer Sielmann beobachtet er Vögel und fängt Schmetterlinge, deren Bestand er aus Naturschutzgründen protokolliert. Der mentale Weg vom Umweltschutz zum Anti-Atomprotest ist also nicht mehr weit - und er verliebt sich in die sechs Jahre ältere Aktivistin Juliane, die im Protestcamp lebt. Diese Liebe ist für den Gymnasiasten von existentieller Bedeutung, markiert den Beginn der eigenen Selbstwerdung, und sicher nicht zufällig lässt der Romanautor seinen jugendlichen Helden in Vorwegnahme sinnlicher Liebe beim Präparieren der getöteten Schmetterlinge behutsam Flügel für Flügel auseinanderbreiten, und gar am Abend der ersten Liebesnacht, dem vielleicht inneren Höhepunkt des Romans, im Tiefkühlschrank im Keller nach eingefrorenen Schmetterlingen stöbern. Nicht nur entwickelt er sich hier vom kindlich jugendlichen Schmetterlingsjäger zum Mann, sondern vollzieht auch den inneren Bruch mit den Eltern.

„Um zwei steht das Essen auf dem Tisch“ ruft die Mutter wenig später, als der Junge zum Protestmarsch mit Juliane aufbrechen will. Und als das nicht funktioniert: „Es gibt Knusperhähnchen!“ Auch das funktioniert nicht; der Junge entscheidet sich für den Protestmarsch, für das Risiko, für eine weniger langweilige Zukunft.

Aufbruch und Weggehen sind immer verbunden mit dem Zurücklassen der Anderen, hier, der Eltern. An dieser Stelle im Roman knüpft die Gegenwartsebene an mit ihren Überlegungen zu Verantwortung für die inzwischen alten und schwachen Eltern, die auf Hilfe angewiesen sind.

So geht es im Roman auch um Mitgefühl und Verständnis - wer wir füreinander sind - und, dass wir im Zuge der Selbstwerdung und der eigenen Wandlungen dennoch die anderen nicht übersehen sollten. Es scheint mir, dass der Roman aus dieser Balance - jeder Vermeidung von Verabsolutierungen und Einseitigkeiten - seine innere Kraft bezieht, vielleicht

sogar eine Art Weisheit, ohne dass auch nur einziger Satz in diesem wunderbaren Roman sie eitel zur Schau stellen würde.

So öffnet der Dorfroman Räume nach allen Seiten und ist vieles zugleich, politischer Roman, Coming of Age, Epochenpanorama, Memoir, Liebesroman, und, in der Jury waren wir uns einig, ein perfekter Niederrheinroman.

Gegen Ende des Romans sagt der Ich-Erzähler über den Niederrhein: „Nirgends sonst hat sich wieder dieselbe Vertrautheit mit Landschaft, Wetterverhältnissen, Sprachmelodie eingestellt. Am Rheinufer zu sitzen, mit unserem Haus im Rücken aufs Wasser zu schauen, erscheint mir zumindest für Momente wie ein Ausweg aus jeglicher Lage.“

Auch wenn wir den Ich-Erzähler natürlich nicht mit unserem Preisträger verwechseln dürfen: Möge er noch öfter an den Niederrhein zurückkehren und uns Bücher wie diese mitbringen. Ich gratuliere Christoph Peters von Herzen zum Niederrheinischen Literaturpreis 2022!